

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 11. September 1902.

(Nachdruck verboten.)

Idealisten.

Roman von H. C. Lange.

(Fortsetzung.)

VI.

Tags darauf zog Hans Förster stürmisch die Glocke an der Eichholzischen Wohnungsthür. Lena öffnete und blieb wie angewurzelt stehen, als sie seiner ansichtig wurde, aber ihre groß und fragend aufgeschlagenen Augen redeten eine stumme, feindselige Sprache. Förster machte eine steife Verbeugung und erkundigte sich mit großer Höflichkeit, ob er Fräulein Marianne v. Eichholz auf ein paar Minuten allein sprechen könne. Auf das „allein“ wurde einiger Nachdruck gelegt. Lena glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. Solche Anrede ihr, der Schwester des Mädchens, das gestern seine Braut geworden war. Ah, die wurde ihm nur von der Antipathie diktiert, welche sie stets bei ihm herausgepielt hatte; sonst hatte sie sich nichts daraus gemacht, jetzt aber empfand sie dieselbe im höchsten Grade deprimierend. Schmerz und Empörung zugleich stiegen in ihr auf, daß sie nicht zu antworten vermochte. Mit einer stummen Handbewegung forderte sie ihn zum Nähertreten auf und öffnete die Thür zum Wohnzimmer, die sie hinter ihm hart ins Schloß drückte. Sie selbst zog sich in das Schlafzimmer zurück, aber die in ihr arbeitende Unruhe trieb sie immer wieder auf den Korridor hinaus. Was mochte er nun wollen? Sie hatten sich doch nur bei Gabriels treffen wollen? Es war unpassend, daß er zu ihnen kam, und Marianne hätte es auch sicher nicht erlaubt, wenn es sich nicht um eine Sache von Bedeutung handelte. Es wäre ihr ja ein leichtes gewesen, die Unterhaltung der beiden zu belauschen; aber es widerstrebte ihrem Empfinden, das Ohr an die Thür zu legen. Das drinnen geführte Gespräch wurde, wie es schien, mit unterdrückter Heftigkeit von seiner Seite, mit leiser, bittender, beschwörender Stimme von ihrer Seite geführt, und ihr eigener Name schlug ein paar mal als das einzig verständliche Wort an ihr Ohr. Eine peinvolle Ahnung krampfte ihr das Herz zusammen. War sie bereits der Gegenstand eines Zwistes zwischen den Verlobten; konnten sie sich über ihr demnächstiges Schicksal nicht einigen? O Gott, o Gott, wie unwürdig war das für sie! Wenn Marianne es durchsehte, daß sie — Lena — mit in den neuen Hausstand übersiedelte, so würde sie stets die Rolle des Eindringlings, der großmüthig Geduldeten spielen; und würde die Antipathie, die der künftige Schwager ihr von vornherein entgegengebracht hatte, nicht auch das sonst so innige Verhältniß zwischen ihr und der Schwester erkältend beeinflussen? Nein, nimmermehr ginge sie mit! Es war besser, sie löste sich von der Schwester; sie suchte

sich eine Stelle, ähnlich derjenigen, welche sie vor ein paar Wochen abgelehnt hatte, weil sie sich nicht entschließen konnte, unter fremden, unsympathischen Menschen zu leben. Sie würde auch sicher sehr — sehr unglücklich dabei werden, das Heimweh würde sie tödten. Ach todt — todt sein! Wär's nicht das Beste für sie, sie läge bei ihrer Mutter im Grabe? Dann wäre sie niemandem auf der Welt mehr im Wege. Aber der Tod kommt ja nicht, wenn man ihn am heftigsten herbeisehnt; sie hatte darin Erfahrung. Wie oft hatte sie ihn sich schon vergebens gewünscht; besonders in der ersten Zeit nach der Mutter Tode, als die Trauer, die Sehnsucht nach der für immer Verschwundenen ihr sensitives Gemüth völlig zu Boden gedrückt hatte. Nein — in einer Stellung würde sie es nicht aushalten, und man würde sie auch nirgends lange mögen, solch' ein Wesen, das sich nicht zu beherrschen verstand, solch' eine Thränenweide. Ach, warum hatte sie nicht ihr Maltalent ausbilden lassen, wie Marianne immer gerathen? Dann besäße sie jetzt etwas, worauf sich fußen ließ. Doch woher jetzt die Mittel zum Akademiebesuch nehmen? Wenn Marianne heiratete, versiegten ihre eigenen Einnahmequellen, und von Förster etwas annehmen?! Nie! Der Gedanke an Onkel Gabriel tauchte in ihrem erregten Gemüth auf, der Wunsch, zu ihm zu flüchten und ihm ihren Kummer anzuvertrauen, um ihr aber sogleich die Röthe der Scham in die Wangen zu treiben. Noch immer hatten sie sich gehütet, von ihm etwas anzunehmen, was nur im entferntesten an Unterstützung erinnerte; und nun sollte sie sich doch vor ihm demüthigen, weil sie den richtigen Zeitpunkt verpaßt hatte, für ihre Existenz zu sorgen, ihm, dem großen tüchtigen Manne, der so viel von sich selbst forderte, so klein, so jämmerlich erscheinen? Sie sah keinen Ausweg aus dem Labyrinth, wohin sie sich auch wandte — Schrecken und Graus. Am liebsten todt — am liebsten todt — das war der Refrain jeder Erwägung.

Lena war in ihrer unruhigen Wanderung durch das Zimmer wieder auf der Schwelle zum Korridor stehen geblieben, da wurde eben mit einem kurzen, heftigen „Lebewohl“, das mehr nach einem Abschied auf Nimmerwiedersehen, denn nach einem Gruß vor flüchtigem Auseinandergehen klang, die Wohnstübenthür aufgerissen, und Förster stürzte, ohne sich umzusehen, ohne die wie erstarrt Dastehende auch nur zu bemerken, hinaus und verließ die Wohnung. Sie horchte feinem auf der Treppe verhallenden Schritte mit dem dumpfen, lähmenden Gefühle, daß eben etwas Entsetzliches geschehen war, an dem sie selbst die Schuld trug. Sie vermochte sich nicht zu regen, und so stand sie noch, wie haltlos am Thürpfosten lehrend, als Marianne zu ihr hinauskam. Die im Flur herrschende Dämmerung verhüllte Lena den Ausdruck ihres Gesichtes, aber die Wange, die sich an Lenas Wange

schmiegte, während Marianne den Arm um ihre Schulter legte, war feucht von eben vergossenen Thränen.

„Damit Du's nur weißt, Lena,“ flüsterte sie, „es ist wieder aus zwischen uns — alles aus.“

„Marianne,“ schrie Lena wie außer sich, „meinetwegen? O, Gott, doch nicht meinerwegen?“

Da strich ihr Marianne mit der ihr eigenen, fast mütterlichen Bewegung über das Gesicht. „Närren, warum denn Deinetwegen? Nein, wir haben eingesehen, daß unsere Verlobung eine Uebereilung war, wir haben doch so Verschiedenes außer acht gelassen, was in solchem Falle erwogen werden muß; aber als verständiges Menschenkind, das ich nun einmal sein will, hab' ich das Versäumte noch nachgeholt und — und —“ die Stimme gehorchte Marianne auf einmal nicht mehr. „Ach, was soll ich lang' davon reden,“ sagte sie nach einer Weile hastig, wie um ein Ende zu machen, „das Resultat bleibt doch dasselbe: es ist aus, und es ist besser so. Dann drehte sie sich plötzlich um, als verließ sie die Kraft der Beherrschung, und ging wieder in das dunkelnde Wohnzimmer hinein.

„Marianne!“ rief Lena klagend hinter ihr her. Sie wagte ihr nicht nachzugehen in dem Gefühle, daß Marianne mit dem Alleinsein in diesem Augenblick die größte Wohlthat geschehe; sie wagte auch kein Wort, um ihren Entschluß zu ändern, oder einen Trost. Sie vermochte sich selbst keine Rechenschaft abzugeben von dem, was sie wünschte.

Ihr weibliches Empfinden behte vor jedem Entschluß zurück. Was Marianne als Grund ihres so raschen Bruches mit Förster angegeben hatte, glaubte sie ja einfach nicht; wie hätte ihr wohl solch' unüberlegtes Handeln ähnlich gesehen! Sie selbst — Lena — war doch die Ursache, wenn sie es auch in ihrer zartfühlenden Güte nicht eingestehen wollte. Und so — so dank ich ihr nun alles, was sie für mich gethan, daß ich sie um ihr Lebensglück betrüge!

In jäher, wilder Verzweiflung warf Lena die Arme über den Kopf und stürzte vor ihrem Bett in die Kniee; das Gesicht in die Kissen pressend, daß sie ihr Schluchzen ersticken, weinte sie verzweifelt, ohne Aufhören, als möchte sie in diesen Thränen ihr klägliches, verpfushtes Leben ausströmen lassen. —

Wenige Tage darauf ging Marianne zu Gabriels. Ein saurer Gang. Sie durfte den beiden Menschen doch nicht mit derselben Ausrede kommen, mit der sie die Schwester zu beruhigen geglaubt hatte — nämlich, daß sie bei ihrer schnellen Verlobung die Existenzfrage aus dem Spiel gelassen hätte; man würde ihr doch berechtigter Weise sofort einwenden, daß dieselbe wichtig genug sei, um vor allen Dingen erwogen zu werden. Sie entschloß sich also, hier die Wahrheit zu sagen, aber sie knüpfte sogleich die flehende Bitte daran, niemals Lena etwas davon zu verrathen.

Otto Gabriel saß ihr heute mit einem so ernstern, undurchdringlichen Gesicht gegenüber, als früge er eine unsichtbare Maske und sprach zuerst kein Wort auf Mariannens Eröffnung. Einen Augenblick lang zwar war in seinem Herzen etwas Warmes aufgeglüht, die verwegene Hoffnung, daß nach dieser neuen, überraschenden Wendung der Dinge für ihn vielleicht noch nicht alles aus sei; aber mit fester Hand hatte er diesen thörichten, jugendlichen Sanguinismus niedergezwungen, und diesmal war seine Resignation vielleicht eine tiefere, eine endgiltigere als in dem Augenblick, da ihm zuerst die Erkenntniß aufging, daß Marianne für ihn verloren war. Man brauchte ja dieses Mädchenantlitz, von dem die letzten Tage den ganzen Farbenschmelz hinweggewischt hatten, diese herabgeschlossenen Lippen, die von festem Willen sprachen, nur anzusehen, um zu wissen, woran man war. Ein Mädchen wie Marianne v. Eichholz liebte nur einmal in ihrem Leben; in ihren fernsten Alterstagen würde sie diesem

glücklichen Hans Förster noch einen Altar in ihrem Herzen erhalten.

„Dein Entschluß, liebe Marianne,“ sagte er endlich, „macht Deinem Herzen alle Ehre; aber — sehen wir einmal davon ab, daß ich im Prinzip ganz gegen eine solche Verbindung war, wie Du sie einzugehen gewillt warst — ich muß Dir doch die Frage vorlegen: „Hast Du auch genug erwogen, ob das Opfer, das Du Deiner Schwester bringen willst, nicht zu groß ist, ob's Dich nicht eines Tages reuen wird, und ob sich kein anderer Ausweg finden ließ, jedem von Euch zu seinem Recht zu verhelfen?“

„O! Gewiß!“ rief Fräulein Minna Gabriel, froh der Gelegenheit, ihrer Ansicht bei dieser Sache auch zu Worte zu verhelfen. „Ganz sicher hätte sich ein alle Theile befriedigender Ausweg gefunden! Hätte Lena zum Beispiel nicht gleich bei uns eine Unterkunft haben können? Würden wir sie nicht mit offenen Armen aufgenommen haben? Lenas wegen auf eigenes Lebensglück verzichten zu wollen — verzeih — aber das finde ich einfach überspannt. Und dann — was Du kapriziös bist und rasch in Deinen Entschlüssen! Gestern verloben und heute auflösen, ist das ein Benehmen, ist das mädchenhaft? Statt vorher erfahrene, verständige Leute zu Rathe zu ziehen, handelst Du mit Deiner großartigen Selbstherrlichkeit und nachher erst erfahren besagte Leute von allem wie von einem fait accompli.“

Die sonst so sanfte Tante Minna redete sich immer mehr in Eifer und Erbitterung hinein; diesmal war sie zu schwer gekränkt. Da war an dem Himmel ihres einförmigen Lebens plötzlich eine Verlobung mit all' ihren reizvollen Folgezuständen aufgetaucht, und bei näherem Hinsehen erwies sie sich als ein Trugbild, eine fata morgana. Daß man ihr so mitspielen konnte, daran hatte nur ihre Gutmüthigkeit schuld. Sie that sich leid, der so schmähslich genasführte junge Mann, der ihr beim ersten Sehen gleich so außerordentlich gut gefallen hatte, that ihr ebenfalls leid, aber für Marianne spürte ihr sonst so gutes Herz kaum eine Regung des Mitleids, obgleich sie doch erbarmungswürdig elend aus sah.

Otto Gabriel schnitt seiner Schwester mit einem mehr fordernden als bittenden Blick den Wortschwall ab, und erschrocken verstummte sie.

„Gewiß“, knüpfte der Rechtsanwalt an Tante Minnas Rede an, „mein Haus hätte ihr offen gestanden. Dachteft Du garnicht daran?“

„Ja, aber es ging nicht; es wäre doch zu tief beschämend für Lena gewesen, in solcher Weise Wohlthaten von Euch annehmen zu müssen. Das wollte ich ihr nicht anthun.“

Es war freilich eine andere Erwägung gewesen, die Marianne das als unmöglich hatte erscheinen lassen. Sie war ja bisher die einzige gewesen, der eine Ahnung von Lenas verschwiegener Liebe für Gabriel aufgegangen war, und sie hätte es sich im höchsten Grade gefährlich und aufreibend für dieses sensitive Wesen gedacht, mit dem Gegenstande einer so hoffnungslosen Neigung unter einem Dache zu leben.

„Ihr meint es gut; aber zu Hause fühlt sie sich nur bei mir. Um sie von mir, aus meiner unmittelbaren Nähe zu lassen, dazu muß sie erst erstarken, geistig wie körperlich. Und nun verzeiht, daß ich Euch unnöthig in Aufregung und Unruhe versetzt habe. Sonntag darf ich mit Lena wiederkommen, nicht wahr, und es ist dann, wie es früher war? Wir thun alle, als wäre nichts gewesen. —“

Sie gaben sich alle den Anschein, daß sie garnicht mehr an die kleine, so rasch vorübergegangene Episode in Mariannens Leben dachten, aber es fühlte doch ein jeder in dem kleinen zusammengehörigen Kreise, daß etwas anders geworden, daß etwas zwischen sie getreten war, welches das einst so herzliche Vertrauen zwischen den einzelnen Parteien ausschloß, die Stimmung bedrückte. Am

meisten kam das wohl Lena zum Bewußtsein; es half nichts, daß Marianne durch verdoppelte Härlichkeit die Schwester über ihren eigenen Gemüthszustand zu beruhigen suchte, — Lena empfand doch, daß Marianne litt und daß es in dieser seltsamen Liebesangelegenheit einen Punkt gab, der vor ihr verschleiert wurde, sie, die sonst das unbedeutendste Vorkommniß des Lebens mit der Schwester getheilt hatte, fühlte sich schuldbehaftet.

Ein an sich unbedeutendes Erlebnis warf ein jähes Streiflicht auf Mariannens Gemüthsverfassung und zeigte Lena, wie weit die Schwester noch fern von der ruhig - heiteren Resignation, welche sie für gewöhnlich zur Schau zu tragen suchte.

Sie waren bei einem gemeinschaftlichen Ausgange beinahe auf Förster geprallt. Marianne rettete sich vor einer Begegnung nur dadurch, daß sie sich mit der Schwester in einen naheliegenden Buchladen flüchtete. Lena fühlte mit heißem Jammer, wie das starke Mädchen zitterte; sie sah, wie tief sie erblaßt war und wie mühsam sie athmete. In einem kaum zu bändigenden Aufruhr war ihr ganzes Inneres bei diesem Wiedersehen gerathen, aber mit starkem Willen überwand sie die Schwäche, und mit Bewunderung hörte Lena, wie sie nach ein paar Sekunden mit böllig beherrschter Stimme nach einem Buch fragte. Sie kaufte, um den Schein zu retten; was es war, war in diesem Augenblick gleichgiltig — und das konnte der sonst so praktischen, soliden Marianne passiren!

Auch sonst gab es Veranlassung genug, wo Lena die Veränderung in Mariannens Wesen schmerzlich fühlbar wurde, wie sie manchmal vor sich hinträumen konnte, sie, die Unbeschäftigtsein sonst einfach nicht vertrug. Lena wußte ganz genau, daß es nur zum Schein geschah, wenn sich Marianne nach dem Abendessen ein Buch vornahm, sie las ja nicht; es vergingen ja manchmal halbe Stunden, ohne daß sie eine Seite umschlug. Sie grübelte vor sich hin und horchte auf die Schritte, die manchmal in regelmäßigem Auf und Nieder über ihnen erklangen. Lena sah — wenn sie auch nie über diese Wahrnehmung ein Wort verlor, daß Mariannens ganze Seele sich in diesem intensiven Sorgen auflöste; wie schmerzlich ihr dann jede Störung war, wie sich ihre Brauen zusammenzogen, wenn Lena es versuchte, durch eine Unterhaltung oder durch Klavierpiel die Töne von da oben zu verdecken. Nein, sie hatte noch nicht verwunden, und sie würde nie, nie verwunden, wie sie dies treue, ausdauernde Gemüth kannte.

Und in diese trübe Stimmung fiel das Weihnachtsfest, das für die Schwestern in all den vergangenen Jahren immer ein wirkliches Freudenfest gewesen war. Die schon vor langen Wochen mit so viel Liebe und Schenkungslust ausgewählten und hergestellten Gegenstände, welche am heiligen Abend bei Gabriels, altem Herkommen gemäß, mit aufgebaut waren, wurden nun ohne wirkliche Freude am Geben und Nehmen ausgetauscht. Wie schal und nichtig kam beiden dieser ganze Bescherungsakt vor, garnicht, als wären sie es selbst, die diesmal unter dem brennenden Tannenbaum standen, und auch Gabriels, die sonst das Weihnachtsfest zu einer traulichen Familienfeier zu gestalten wußten, sie standen mit unter dem Druck, der auf den Geschwistern lastete. Tante Minna hatte noch immer etwas Bekränktheit Marianne gegenüber zu verwinden, und der Rechtsanwalt konnte das Mädchen mit ihrem veränderten Gesicht und der erzwungenen Fröhlichkeit nicht sehen, ohne daß die schmerzliche Frage in ihm aufstieg: „Wie schaff ich ihr das Glück zurück, das, was sie für ihr Glück hält?“ ohne daß ihm eine Antwort darauf kam. Wenn sie selbst es als das Rechte anerkannt hatte, bei der Schwester zu bleiben, so änderte an ihrem Entschluß auch kein Bureden von anderer Seite. Ja, wenn die Schwester nicht wäre, das Hinderniß! — Wie aber über dasselbe hinwegkommen in einer alle Theile befriedigenden Weise? Lena, dem armen

Mädchen, gewaltfam eine Selbständigkeit oktroyieren, für die es absolut keine Neigung spürte? — Uebrigens zürnte er ihr kaum darum, der ernste, pflichtbewusste Mann, der von sich selbst am meisten und von andern Menschen viel forderte, diesem Mädchen gegenüber war er von einer weitgehenden Nachsicht. Ihre Bartheit, ihre anfällige Gesundheit ließen sie ihm wie ein pflegebedürftiges Pflänzchen erscheinen, das im warmen Glashause besser aufgehoben ist, als in der rauhen Luft der Außenwelt. Er hatte auch öfter wieder daran gedacht, Lena eine Freistatt in seinem Hause anzubieten, aber den ersten darauf bezüglichen Vorschlag hatte Marianne ja mit solcher Entschiedenheit zurückgewiesen, daß er nicht darauf zurückzukommen wagte.

Lena aber glaubte aus all den gespannten Mienen Vorwurf und Mißbilligung zu lesen, weil es ihre Schuld war, daß Mariannens Liebesroman nicht zu einem fröhlichen Abschluß gekommen war, sie hatte Schuld, sie mit ihrem überflüssigen, zwecklosen Dasein, das sich an das andere klammerte, wie haltloses Schlinggewächs den kräftigen Baumstamm umrannt, bis es ihn an eigener, freier Bewegung verhindert und ihm das Lebensmark ausaugt. Geboten ihr Pflicht und Ehre nicht, zu gehen, und war es auch nicht besser, als dies Leben neben der Schwester weiterzuführen, das niemals mehr die Harmonie von früher haben würde mit diesem fremden Unausgesprochenen, das zwischen ihnen stand? —

VII.

Nach Neujahr kam über Lena in der Schwester Abwesenheit eine heimliche Geschäftigkeit. Wenn Mariannens Gedankenleben nicht durch die eigenen Grübeleien in Anspruch genommen wäre, hätten sie die Veränderung, welche mit Lena auch äußerlich vorging, besser zu deuten verstanden, so aber nahm sie die gerötheten Backen, den fast fieberhaft glänzenden Blick für Zeichen aufblühender Gesundheit, und die größere Lebhaftigkeit, ein Ausfluß der überreizten, nervösen Stimmung, hielt sie erst recht für ein günstiges Zeichen. Aber Lena war weiter als jemals davon entfernt, zu größerer Kraft und Frische zu erstarren, im Gegentheil, die rastlose Unruhe dieser Tage drohte ihre zarte Gesundheit vollends zu untergraben. Sobald Marianne morgens die Thür hinter sich geschlossen hatte, begann Lena in Gemeinschaft mit der Aufwärterin eilig aufzuräumen, sehr zur Bewunderung der alten gemüthlichen Frau, welche sich unter des träumerischen Mädchens Regime eine ihren Jahren angemessene behagliche Langsamkeit angewöhnt hatte. Kopfschüttelnd mußte sie es sich gefallen lassen, jetzt zehnmal in einer Stunde zur Eile angefeuert zu werden; aber sie nahm weiter nicht übel, wenn sie auch nicht begreifen konnte, welcher seltsamer Geist plötzlich in ihr Fräulein gefahren war, und tummelte sich nach Kräften. Wenn dann auch sie gegangen war, rüstete sich Lena zum Ausgehen, wobei regelmäßig die Fieberrosen der Erregung auf ihren Wangen aufblühten. Kam sie dann gegen Mittag nach Hause machte sie sich mit eben derselben Ueberstürzung, welche ihrem Auszuge vorangegangen war, an die Bereitung des Essens. Daß die Qualität desselben unter der beschränkten Zeit oftmals zu wünschen übrig ließ, würde von Marianne unter normalen Verhältnissen wohl bemerkt worden sein, so aber ging ihr auch hierfür das richtige Verständniß ab.

Lena richtete ihren regelmäßigen Weg zuerst nach einer zunächst gelegenen Lesehalle, wo sie sich nach Erlegung ihres Oblis an die Lektüre des Annoncentheils der Wostischen Zeitung machte. Sorgfältig schrieb sie sich die ihr passend erscheinenden Stellen heraus. Zuerst war sie sehr wählerisch, sie wollte herangewachsenen Mädchen halb Gesellschafterin und halb Erzieherin sein; kleine Kinder würde sie auf die Dauer nicht um sich ertragen können, die machten sie nervös. Gleich am ersten Tage fand sie ein In-

ferat, das für sie geschaffen schien. „Für ein vierzehnjähriges Mädchen wird eine gebildete Dame zur Unterstützung bei den Schularbeiten und zur Gesellschaft gesucht. Persönliche Vorstellung gewünscht. Frau Bankier Wagner, Bellebuestraße 14.“

Mit einem schweren Seufzer machte sie sich auf den Weg. Das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf, als sie die teppichbelegte Marmortreppe in dem vornehmen Hause emporstieg. Sie konnte sich lange nicht entschließen, die Glocke in Bewegung zu setzen, weil ihre zaghafte Seele vor dem entscheidenden Moment zurückbebt. Ein halbwüchsiges Mädchen, in dem sie die unterstützungsbedürftige Schülerin vermutete, führte sie, nachdem sie sie kritisch von Kopf bis zu Fuß gemustert hatte, zur Dame des Hauses, die sich durch das Erscheinen der jungen Bewerberin nicht veranlaßt sah, ihre halb liegende Stellung auf der Chaiselongue zu verändern. Lena wußte im ersten Augenblick garnicht, was sie dieser Nonchalance gegenüber thun sollte; da nöthigte sie eine etwas fette Stimme näher zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Jutta.

Roman von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

„Im Wald und auf der He—i—de—“ sang der dicke Glücks, der spottend die „Nachtigall“ genannt wurde, schmetternd in die Lüfte, als das Kollegium anderen Tags wirklich den geplanten Ausflug unternahm. In rosiger Laune wanderte die kleine Gesellschaft auf moosigem Waldpfad dahin, bald paarweise, bald zu dreien oder viere, wie es just der Weg und die Gelegenheit mit sich brachte.

Fräulein Pfennig hatte sich unauffällig an Glücks, der sich zur Zeit— aus nicht aufgeklärten Gründen — ihres Wohlwollens erfreute, herangeschlingelt und ihn in ein verzwicktes Gespräch über Kunst im allgemeinen und besonderen zu verwickeln gewußt. Darüber war der armen Nachtigall gar bald das Singen vergangen, während die übrigen sich freuten, daß die antike Jungfrau „besorgt und aufgehoben“ war.

„Glücks muß einen Schoppen als Extrabelohnung kriegen —“

„Sontan werden wir ihn nicht mehr „Glücks, die Nachtigall“ nennen, sondern „Glücks, das Opferlamm!“

„Seht Ihr noch keinen Heiligenschein, der seinen Vollmond lieblich umfrängt?“

„Heiligenschein? Ne — ist schon mehr Dornenkrone.“

Frau Christine klappste dem Hülflehrer, aus dessen Munde die letzte Neußerung kam, leicht auf den Arm. „Wollen Sie wohl! Ich werd' mir gleich den guten Glücks rufen lassen und Sie als seinen Stellvertreter zu Fräulein Pfennig schicken.“

„Mich?“ Martin Müller zog eine komisch erstaunte Miene. „Was hab' ich denn gethan, daß Sie mich ins Fegefeuer stecken wollen?“

Da bin ich ja noch viel zu jung
Und lange noch nicht schlecht genug!“

„Na, na!“

„Ich würde mir das Fortschicken gar nicht so ruhig gefallen lassen.“

„S der Tausend! Hören Sie bloß, Jutta! Am Ende müssen wir uns noch fürchten vor dem Herrn Hülflehrer. S, Sie Restküken, Sie! Aber nu' beichten Sie mal fir! Was thäten Sie denn, wenn ich ernst machte? Sie haben doch nicht etwa Dynamit in der Rocktasche?“

„Dynamit? Ne! Aber ich würde den edlen Pfennig zu Ihnen bringen und mich dann schleunigst mit Fräulein Jutta aus dem Staube machen.“

„Nun hör' einer!“ Die alte Dame schlug in geheucheltem Entsetzen die Hände zusammen. „Ausreißen will er, und noch dazu mit der Jutta! S, da soll doch! Das könnt' ihm passen, ich glaub's! Aber daraus wird nichts,“ setzte sie kategorisch hinzu. „Reißen Sie gefälligst mit sonst wem aus. Nehmen Sie den Pfennig.“

„Ein Pfennig ist mir viel zu wenig.“

„Wer's Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht werth. Sie kennen wohl das Sprichwort? Und dann —“

„Na, Mutter“ — der Direktor, welcher stehen geblieben war und den die Nachzügler nun erreicht hatten, blickte amüsiert von einem zum anderen — „was hältst Du denn für lange Reden?“

„Ach Gottchen, Alter, ich muß Dir nur den Hülflehrer bissel erziehen. Der ist wahrhaftig ganz verwildert.“

„Erziehen willst Du den? Wenn da nur nicht Kopfen und Malz verloren ist!“

„Meinst Du, Väterchen? Also besserungsunfähig?“

„Puh — ich verschwinde!“

„Na, dann setzen Sie mal die schöne Müllerin bissel in Trab!“

„Bon, soll geschehen! Wieviel Kaffeebohnen darf sie denn in ihre vertreffliche Mühle schütten? Elf weniger ein Dutzend? Ich werde ihr helfen. Vielleicht kann ich die Sahnetuh melken.“

Zufüg schwenkte er den Hut und stieg dann mit langen Schritten davon. Der Direktor lachte herzlich.

„Das ist einer! Mutter, nun denkst Du gewiß wieder, er sei ein Nlederwisch.“

„Ja, wenn er nicht die guten Augen hätte, Alterchen! Aber er guckt einem so treuherzig ins Gesicht — man kann ihm gar nicht böse sein. Weißt, mir kommt er oft vor wie ein lieber, großer Junge —“

„Den Du mit Wonne verhätscheln würdest, Mutter. Ich kenne Dich.“

„Na ja, er hat so was Anschmiegendes, Liebebedürftiges.“

„Hab' ich nie bemerkt.“

„Als ob Ihr Männer jemals so etwas bemerktet!“

„Dho!“

„S Alter, thu' doch nicht so! Für derartiges habt Ihr keinen Blick. Dieser Martin! Ob der je Trübsal bläst?“

„Das thun wohl alle einmal,“ sagte Jutta. „Martin hat auch dunkle Stunden.“

„Gätt' ich nicht gedacht —“

„Ja, man merkt es ihm nicht so schnell an. Er hat sehr viel Selbstbeherrschung.“

Fräulein Pfennig, die mit ihrem Glücks jetzt dicht voranschritt, wendete sich halb zurück.

„Das wird Fräulein Rhaden besser wissen, als wir alle, Frau Direktor,“ flötete sie mit der bekannten süßen Freundlichkeit, „denn sie besitzt Herrn Müllers vollstes Vertrauen. Nicht wahr, liebste Kollegin?“

„Gewiß, Fräulein Pfennig,“ antwortete Jutta ruhig. „Herr Müller ist mein Freund, und in der Freundschaft ist gegenseitiges Vertrauen wohl die Hauptsache.“

Die Sprachlehrerin hüstelte vieldeutig und nahm dann das unterbrochene Gespräch mit ihrem Begleiter wieder auf. Frau Christine lachte leise, und auch der Direktor hatte sich eines heimlichen Schmunzeln bei Juttas Entgegnung kaum erwehren können.

Unter dem breitstämmigen Nußbaum der Klostermühle war eine lange, mit blendendweißem Tischzeug bedeckte Tafel aufgestellt worden, und ein dralles Bauernmädchel, halb Stallmagd, halb Küchenfee, hantirte geschäftig mit der Müllerin goldumranderten Tassen, die es eben sorgfältig auf der Tischplatte vertheilte, als die kleine Gesellschaft eintraf.

„Holla!“ rief der Oberlehrer, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, „wo ist denn nun unser Postillon d'amour Der wird doch nicht in Wahrheit die Sahnenkuh zu melken versuchen?“

„Wär ihm schon zuzutrauen“, meinte ein anderer.

„Sie liebreizende Hebe“, der Turnlehrer kniff das Mädchen sanft in die blaurothen Arme, „bringen Sie uns den Mann mal her, verstanden?“

Aber Martin Müller erschien nicht auf der Bildfläche. Erst als die rundliche Wirthin mit der umfangreichen Kaffeekanne vom Haus herüberkam, tauchte er auf, angethan mit des Müllers weißer Schürze, aus deren Brusttasche ein paar wundervolle Rosen nickten. Triumphirend setzte er den bis zum Rand gefüllten Sahnentopf in der Mitte des Tisches nieder.

„Hurrah! Es lebe Müller, der Entdecker der Sahnenkuh!“

Zutta nahm der Wirthin die Kanne ab und besorgte das Füllen der Tassen.

„Wo hast Du denn die Rosen ausgegabelt? Sind die auch im Kuhstall zur Blüte gelangt?“

„Ne, aber gleich daneben.“

„Ist der Kaffee unter Deiner Aufsicht gekocht worden?“ Der Turnlehrer kostete mißtrauisch das braune Getränk. „Wie viel Pfund Cichorie habt Ihr denn dran gethan?“ Mit einer Grimasse setzte er die Tasse wieder hin. „Du, das ist wohl homöopathischer?“

Martin Müller hörte ihn nicht. Er stand mit seinen Rosen vor Frau Christine und überreichte ihr mit strahlender Miene eine Gloire de Dijon.

„Gnädige Frau —“

„Ja, das ist ja reizend, liebes Müllerchen! Vielen Dank!“

Im nächsten Augenblick erschien der Hülflehrer neben Fräulein Pfennigs Stuhl. Fast bis zur Erde senkte er vor ihr den blonden Haarschopf. „Schöne Dame, gestatten Sie, daß ich Ihnen als Zeichen tiefster Verehrung diese Rose zu Füßen lege.“ Eine dunkelglühende Knospe blieb in ihrer Hand. „Die Blume der Blume!“ Von den Kollegen bekamen einige plötzlich ganz krampfartige Hustenanfälle, und der Turnlehrer trat vor Vergnügen dem ahnungslosen Glück dermaßen aufs Hühnerauge, daß dieser einen erschrockenen Schmerzensschrei ausstieß, der aber in der allgemeinen Aufregung unbemerkt verhallte. Fräulein Pfennig leistete sich ein schüchternes Erröthen und dankte dem fecken Jüngling, der sich nach abermaliger tiefer Verbeugung zurückzog, mit einem verheißungsvollen Blick.

Die letzte Rose, eine halberhoffene La France, erhielt Zutta.

„Dem Kameraden!“

Sie nickte ihm lächelnd Dank und befestigte die Blüte im Gürtel ihres weißen Wollkleides.

„Es ist meine Lieblingsrose. Wußten Sie das?“

„Ja! Sonst hätte ich Ihnen doch die andere gebracht.“

„Fräulein Zutta! Ich fürchte, Sie wollen uns mit Absicht verdursten lassen —“ rief der Direktor herüber. „Bitte, setzen Sie doch die Familienkanne noch einmal in Bewegung.“

„Aber gern!“

Anmuthig waltete sie ihres Amtes.

„Ich bitte auch noch um einen Schluck dieses vorzüglichen Trankes.“ Der Turnlehrer schob seine Tasse heran.

„Trotz der Cichorie?“ fragte sie.

„Wenn Sie ihn mir kredenzen, trinke ich sogar Galläpfelthee.“

„Ja pfui!“ Frau Christine schüttelte sich. „Wie kann man nur! So — danke, Kindchen, nur halb die Tasse — danke, dankel! Ist die Kanne leer? Ja? Dann mag die Müllerin nur gleich für eine aweite Auflage sorgen —“

„Aber möglichst eine verbesserte!“

„Wie ist es denn, essen wir auch Abendbrot hier?“

„Natürlich!“

„So jung kommen wir nicht wieder zusammen.“

„Da werde ich doch selbst mal mit der Wirthin sprechen —“

„Ich besorge das schon, Frau Direktor.“

„Ja, Kindchen, wollen Sie? Fragen Sie doch auch vor rohem Schinken. Nicht, Alter, Du magst ihn?“

„Warten Sie, Fräulein Zutta!“ Martin, der noch immer in seiner weißen Schürze paradierte, lief ihr nach. „Das können Sie doch kaum alles merken. Ich komme zu Ihrer Hilfe mit.“

„Man muß nie von sich auf andere schließen, mein Herr Professor!“ Sie knixte schalkhaft und verschwand in der offenen Thür.

„Siehste Rauke, da haste Deine Pauke!“ Klang es ihm aus dem Kreise der Kollegen spottend entgegen. „Du hast wohl gar die Absicht, Fräulein Rhaden zur Frau Hülflehrerin zu machen?“

„Was nützt mir denn die Absicht, wenn sie mich nicht will!“

„Kann ihr im grunde auch keiner verdenken.“

„Ne —“ gestand er freimüthig und nahm ungeniert neben Fräulein Pfennig Platz, an deren nicht gerade üppigem Busen die rothe Rose glühte — „die Männer sind eben ein ganz miserables Pad!“

V.

Sausend fuhr der Herbststurm durch die Kastanien zu beiden Seiten der Straße, rüttelte und schüttelte sie mit starker Faust und wirbelte pfeifend, im tollen Tanze, das gelbe Laub durch die Lüfte und riß das dürre Gezweig von den Stämmen, daß es knisternd zu Boden stürzte. Zutta liebte ihn, den unholden Gefellen. Wie oft hatte sie auf Bergendorf lauschend wach gelegen, wenn sein Kampfesruf durch die Nacht erklang und es so zornig in den alten Binden rauschte! Wie oft war sie jauchzend, mit ausgebreiteten Armen, hinausgelaufen in den Sturm, der mit solcher Gewalt daherkam, als wolle er das zierliche Persönchen kurzweg über den Haufen werfen und dann doch nur mit gelungener Bärtlichkeit in des Mädchens Locken spielte und goldenes Laub darauf streute. Zutta liebte den Sturm! Das war Gesundheit, war Kraft, war fröhlicher Thatendrang! Er wollte nichts Halbes. Fort mit allem Kranken, mit allem Lebensunfähigen! Schnellen Schrittes wanderte sie durch die raschelnden Blätter, die den Fußweg bedeckten, nach der inneren Stadt. Es hatte geregnet. Noch standen hier und da große Pfützen, und die Buben ließen Papierkähne im Rinnsal schwimmen, welche, vom Sturm getrieben, mit rasender Schnelligkeit dem Abflußloch zusteuerten, um dort von dem schmutzigen Strudel verschlungen zu werden.

Verstohlen guckte die Sonne durch einen Wolkenspalt und küßte tröstend die thränen schweren Lider der Kastanien, aber da fuhr schon wieder der Sturm daher, und der trocknete nicht so sanft die Wassertröpflein, wie es seiner Himmelschwester Art war, sondern er packte das nasse Gezweig und schüttelte es, daß die glitzernden Funken nach allen Richtungen zur Erde stoben und auch Zutta unverhofft ein gut Theil Feuchtigkeit abbekam. Aber sie nahm es dem alten Freund nicht übel; selbst daß er ihr den Schleier auf Nimmerwiedersehen entführte und dann eine von Erfolg gekrönte Attacke auf den breitrandigen Hut unternahm, brachte sie nicht aus dem Gleichgewicht. Vergnüglich rollte der federgeschmückte Teller die Bordkante entlang, und just, als ihn die frevelhafte Luft anwandelte, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen oder vielmehr in den Schmutz, fing eine kleine Schülerin Zuttas geschickt den Ausreißer auf.

„Das war gut, Lotte, daß Du gerade kamst. Ich danke Dir.“

Sie nahm den Hut in Empfang und versuchte ihn nach flüchtiger Reinigung wieder auf dem arg zerzausten Haar zu befestigen.

„Heute ist großer Wind“, das Kind griff mit den blaugefrorenen Händen nach der eigenen Mütze, um sie am Davonfliegen zu hindern, „man muß sein Taschentuch darüber binden, daß der Hut nicht weg kann. Gehen Sie da hinunter, Fräulein?“ Sie deutete mit dem dicken Zeigefingerchen nach der Kastanienstraße.

Zutta nickte freundlich.

„Ich auch!“ Munter stapfte das Mädchlein neben ihr her. „Wir wohnen in der Kastanienstraße. Wissen Sie, wo?“

Nein, Zutta wußte es nicht.

„Geradeüber von dem Herrn Direktor. Und einen Garten haben wir auch, bloß — er gehört nicht uns. Es muß sehr fein sein, wer einen Garten für ganz hat. Wir wünschens uns immer, Willi und Richard und ich — schon wegen der Stachelbeeren, die mögen wir nämlich noch am liebsten. Vater sagt —“

Zutta konnte leider nicht erfahren, was Vater sagte, denn ein heftiger Windstoß versetzte dem Liliputchen dermaßen den Athem, daß es erschreckt innehielt und sich krampfhaft an Zutta festklammerte.

Indessen wartete Frau Christine mit Schmerzen auf ihren Liebling. Das Kollegium war — den Chef ausgenommen, der an diesem Tage regelmäßig zum Whistspielen nach dem blauen Stern ging — bereits vollzählig versammelt und saß in dem gemüthlichen Wohnzimmer schwatzend beisammen. Ohne Wissen des Hausherrn hatte man sich hier eingefunden, denn des Direktors Geburtstag war in Sicht, und Großes plante man dazu. Lebende Bilder sollten gestellt werden, und die ersten Proben waren schon glücklich vorüber. Heute wollte man, der Sicherheit halber, die geliebten Kostüme anlegen und Generalprobe halten.

„Aber Kindchen, wo bleiben Sie denn?“ schalt Frau Christine gutmüthig, Zutta im Vorzimmer begrüßend. „Ich war wirklich bange, der Sturm könne Sie fortgeweht haben.“

„D nein,“ erwiderte Zutta fröhlich. „Kämpfen mußte ich freilich tapfer, er hat mir sogar den Hut fortgenommen und den Schleier behalten. Aber gesiegt habe ich doch!“

„Na, Gott sei Dank!“ Die alte Dame streichelte zärtlich des Mädchens Wangen. „Aussehen thun Sie, Kindchen, wie eine Apfelblüte, so frisch und rosig.“

„Ja und nebenbei ordentlich zerzaust.“

Zutta strich die widerspenstigen Löckchen zurück, welche der schweren Flechtenkrone entschlüpft waren, und steckte die silbernen Nadeln ein wenig fester ins Haar.

„Beinahe hätte ich Ihnen den Hüßslehrer entgegengeschickt.“

„Ach, des bissel Windes wegen?“

„Wind? Ich danke!“ Martin Müller, dem die Damen zu lange ausblieben, erschien im Vorzimmer. „Das ist doch kein Wind, wenn Sie gütigst gestatten wollen. Mich hat das Zephyrlüftchen bald vom Erdboden fortgeblasen.“

„Ein Wunder wäre das eben nicht, liebes Müllerchen,“ meinte Frau Christine. „Solch' ein Leichtfuß fliegt schnell auf und davon. Aber nun vorwärts Kinder, damit wir endlich zum Anfang kommen.“

Sie schob Zutta und Martin vor sich her ins Wohnzimmer, und nun ging es unverzüglich ans Proben. Die meisten waren schon fertig angekleidet, und Fräulein Pfennig, die als Schneewittchens böse Stiefmutter im langschleppenden Gewande einhersehwebte, bot Zutta, die eben in die Garderobe schlüpfen wollte, liebenswürdig ihre Hilfe an.

„Nehmen Sie sich in acht, Fräulein Maden,“ raunte der Turnlehrer ihr zu, „sie hat sicher einen vergifteten Apfel oder so was in der Tasche.“

Er sah zum Fürchten aus, denn seine Maske als Knusperhere war so naturgetreu, daß Hänsel und Gretel, die Kinder eines Kollegen, laut schreiend vor ihm davongelaufen waren. Der dicke Glücks stolzierte würdevoll im Wolfspelz einher, und die antike Jungfrau bedauerte lebhaft, daß sie nicht mehr als Rothkäppchen fungiren konnte, denn sie würde sich mit Wonne haben fressen lassen. Glücks aber schien nicht im mindesten betrübt zu sein. Er tätschelte dem pausbäckigen Rothkäppchen — es war die kleine Tochter des Oberlehrers — vergnügt die runden Wangen.

Mit Feuereifer wurde nun geprobt. Sollte es doch die letzte Zusammenkunft vor dem festlichen Tage sein, und trotz der beständigen Neckereien und der Lachsalben, die sich bald vor, bald hinter dem Vorhang entluden, war doch alles — bis auf das Schlußbild — zu Frau Christines vollster Zufriedenheit ausgefallen. Nun noch „Dornröschens Erwachen“, und die Künstler waren erlöst.

„Es ist wirklich ein Segen, daß Dornröschen schlafen muß,“ sagte Zutta, um deren feingliedrige Gestalt sich schimmernde Seide haushachte, „sonst müßte ich lachen. Zum Schreien sehen Sie in diesem Bart aus, Martin.“

„Aber!“ Martin, der als Prinz hinter den Koulissen mit seinem Spiegelbild liebäugelte, verzog den Mund. „Und ich dachte gerade —“

„Doch nicht etwa, daß Du des seligen Adonis Ebenbild feist?“ Der Turnlehrer, welcher außer seiner Knusperhere auch noch das Amt des Regisseurs verwaltete, maß den jungen Kollegen mit kritischen Blicken. „Nee, mei' Bester, Dich hätte Frau Venus nicht zu ihrem Liebling erkoren. Aber na — bist immerhin ein ganz passabler Kerl. Die Pfennig nimmt Dich gleich.“

„Brr!“ Martin schüttelte sich, als habe man ihn mit kaltem Wasser übergossen und folgte dann dem Turnlehrer auf die Bühne.

Vor dem Vorhang herrschte bereits erwartungsvolle Stille, denn dies letzte Bild sollte ja die Glanznummer der Aufführung bedeuten. Endlich schrie der Regisseur mit dröhnender Stimme fein „Fertig!“ Glücks zog die Gardine auseinander, und ein leuchtender Rosenhain zeigte sich der überraschten Versammlung. Und mitten in der duftenden Blütenherrlichkeit, umwallt von dem prächtigen Haar, lag schlummernd das liebliche Königskind, über welches sich der Prinz — das blinkende Schwert noch in der Rechten, das ihm Bahn durch die Dornenhecke gebrochen — voll stammenden Entzückens neigte.

Der Vorhang rauschte zurück.

„Noch einmal aufziehen!“

„Donnerwetter, das ist ein Bild!“

„Einfach zauberhaft, dies Dornröschen!“

„Da krabbelte wohl mancher durch die Dornenhecke, wenn es solche Prinzessinnen zu erlösen gäbe!“

„Wo hat der Müller nur den Bart aufgetrieben?“

„Man möchte ihm fast eine Bartbinde dazu schenken, damit bissel Fason in die Geschichte kommt.“

„Von dem möcht' ich mich nicht küssen lassen, wenn der Kerl auch sonst ganz feich ist!“

„Na der Alte —“ damit meinte man natürlich den Direktor, da Frau Christine außer Hörweite war — „der Alte wird Augen machen! Alles um seinetwillen!“

„Ah jegerl ja, solch ein Direktorposten hat auch seine Annehmlichkeiten!“

Hinter dem Vorhang schloß Frau Christine ihr Dornröschen gerührt in die Arme.

„Zuttachen, Sie goldiges Königskind! Ich muß Ihnen wahrhaftig einen Kuß geben. Sie sehen wunder-, wunderschön aus!“

„Und ich?“ Martin Müller schob seine lange Gestalt ein wenig gekränkt dazwischen. „Prinzen sind auch Königskinder, denk ich.“

„Freilich, Müllerchen! Es zweifelt kein Mensch an Ihrer fürstlichen Abkunft. Und brav haben Sie Ihre Sache gemacht, sehr brav!“

„Bekomme ich dafür nicht einen Kuß, wie Fräulein Zutta?“

„I gar!“ Die alte Dame fuhr lachend zurück. „Als wenn Ihnen überhaupt an mir läge! Na, nu aber still! Ich kenn das ganz genau. Vor dreißig Jahren — ja — aber jetzt! Ich gar, Müllerchen, Sie wollen mich bloß foppen. Was? Ehrfurcht sagen Sie? Die hätten Sie vor mir? Das glaub Ihnen ein anderer! Sie sind ein Schlingel, Müllerchen. Aber nun bissel dalli, Kinder. Zieht Euch um, und dann trinken wir alle noch ein Täßel Thee. Ehe mein Alter kommt, kann noch eine gute Stunde vergehen.“

Martin Müller spielte seit einiger Zeit in der Lotterie, er wollte das große Loos gewinnen, wie er feierlichst verkündet hatte. Es war zwei Tage nach der Probe und eben Schluß. Zutta kleidete sich im Klassenzimmer an. Da wurde plötzlich mit einem Ruck die Thür aufgerissen und Martin Müller stürmte herein, ein Zeitungsblatt in der Hand hin- und herschwenkend.

„Fräulein Zutta — da — lesen Sie mal —“ er war völlig außer Athem — „Herrgott, das Glück! Ich mußte gleich zu Ihnen, ich mußts Ihnen sagen — nun hat die Noth ein Ende! Hurrah!“

Er packte Zutta, bevor dieselbe recht zur Besinnung kam, an beiden Schultern und küßte sie herzlich auf den Mund. In demselben Augenblick erschien Fräulein Pfennigs holdselig lächelndes Antlitz zwischen Thür und Angel.

„Ach! Hier stört man wohl? Ich bitte tausendmal um Vergebung.“

Die Thür fiel wieder ins Schloß — Zutta und Martin waren allein. Das Mädchen stand, ihm den Rücken kehrend, mit blassem Gesicht am Fenster. Er trat herzu und ergriff Zuttas Hand.

„Sind Sie mir böse?“

Sie antwortete nicht sofort.

„Weiß Gott, Fräulein Zutta, ich wollte es nicht! Nur weil ich so froh war — Sie dürfen wirklich nicht böse sein —“

„Ich bin es auch nicht.“ Langsam wendete sie sich ihm wieder zu.

„Nein?“ Und es fiel ihm ein, weshalb er eigentlich gekommen und weshalb er so froh war. „Ich hab nämlich in der Lotterie gewonnen.“ Aber seine Stimme klang ein gut Theil weniger siegesgewiß, als zu Anfang.

„Das freut mich sehr für Sie, Martin.“

Er schüttelte den Kopf.

„Mich schon nicht mehr. Mir ist die Freude verpufft! Daß ich so dumm sein konnte!“ Er tippte mit dem Zeigefinger an die Stirn. „Nun werden Sie denken, der Martin Müller ist ein ganz miserabler Kerl und wahrhaftig nicht werth, daß man ihm weiter als Freund vertraut, und ich muß es mir ruhig gefallen lassen und liebe mich doch aufhängen für Sie, bei lebendigem Leibe noch dazu —“

„Nur das nicht —“ Zutta lachte — „das möchte der Dene kaum recht sein.“

„Ach was, der Dene! Obs der recht ist oder nicht! Aber nun geben Sie mir mal vernünftig die Hand — so ein liebes, kleines Patschchen!“ Fast ärtlich betrachtete er die feinen Lin-

ger. „Und nun sagen Sie mir, daß ich noch immer Ihr Freund bin — ich lasse sie nicht eher frei —“

„Das ist ja das reine Zwangsverfahren.“

„Egal. Also bin ich es noch?“

Sie wurde ernst.

„Ja, Martin — aber nur — Sie dürfen so etwas nicht wieder thun — nie! Sonst —“

„Sonst?“

„Kenne ich Sie nicht mehr.“

„Ob Sie das fertig brächten?“

„Zweifeln Sie daran?“

„Und es würde Ihnen kein bissel weh thun?“

„Sicher würde es das“, gab sie zu.

„Und dennoch?“

„Dennoch Martin. Ich könnte nicht anders.“

„Aber es soll nie so weit kommen, Fräulein Zutta, nie —“ betheuerte er aufrichtig, „an mir wenigstens soll es nicht liegen.“

VI.

Noch vor Beginn des Wintersemesters war Martin Müller mit Genehmigung der Schulbehörde nach der Universitätsstadt abgereist. Zutta vermied ihn sehr, denn keiner der Kollegen stand ihr innerlich so nahe, wie Gretes Bruder, und auch Frau Christine klagte mächtig um ihren geliebten Flederwisch. Auch im Kollegium hatte sein Scheiden eine fühlbare Lücke gerissen, und lange nicht mehr herrschte der fröhliche übermüthige Ton, auf welchen sonst die Unterhaltungen gestimmt waren. Aber man gewöhnte sich schließlich daran. Der Mittag mit seinem alles nivellierenden Gleichmaß verwischte langsam die Erinnerung an den Hilfslehrer, neue Kollegen kamen, und neue Interessen nahmen die Gemüther in Anspruch, und als der Winter vorbei war und der Lenz sich den Schlaf aus seinen Blumenaugen rief, als die ersten Schwalben wiederkehrten und die Osterglocken jubelnd durch die Lande brausten, da wurde Martin Müllers Name nur noch selten genannt.

„Wie schnell die Menschen vergessen!“ meinte Zutta wohl, wenn sie neben Frau Christine unter dem Kazienbaume stand und der alten Dame Grüße des fernen Freundes brachte, von dem oft genug ein eng beschriebenes Briefblatt in ihr stilles Stübchen flatterte.

„Ja, sie vergessen schnell, die Menschenkinder“, stimmte Frau Christine nachdenklich bei, „sie können nicht mehr Treu erzeigen und Freundschaft halten, wie Simon Dach so schön singt, sie können nicht mehr. Für solche Lugsblumen haben sie keine Zeit, sie wollen Nutzpflanzen, die guten Menschen, und der Egoismus, der gedeiht ihnen am besten.“

Einmal aber trat die Person des Geschiedenen doch noch in den Bordergrund. Es handelte sich um die Zusammenstellung des Stundenplanes für das Sommerhalbjahr, und das Kollegium hatte sich aus diesem Grunde zu einer kleinen Konferenz im Direktorialzimmer eingefunden.

„Sie wissen“, nahm der Chef im Laufe der Unterredung das Wort, „daß von Ostern ab wegen Ueberfüllung der ersten Klasse noch eine neue gebildet werden soll. Da nun Herr Glücks nach einstimmigem Beschluß zum Leiter derselben ernannt worden ist und überdies einige seiner bisherigen Stunden beibehält, möchte ich ihn wenigstens des deutschen Unterrichts in Klasse 4 entheben. Herr Glücks hat die beiden Stunden zudem nur aus-hilfsweise übernommen, da uns seinerzeit durch das Scheiden des Kollegen Müller eine schätzenswerthe Kraft verloren ging und Kollege Richter —“ das war der Name des neuen Hilfslehrers — „in der siebenten und achten Klasse vollauf beschäftigt ist. Infolge der immer mehr zunehmenden Ueberfüllung der Klassen habe ich selbstverständlich um Verstärkung der Lehr-

